

Nr. 236. Bromberg, den 16. Oktober 1929.

Das Haus am Mondfels

Roman von Arthur J. Rees.

(15. Fortsetzung.) ———

Herr Brimsdown war nicht umsonst ein so prominenter Vertreter der Gerichtsbarkeit. Ihm eignete der feste Glaube an die geheiligte englische Tradition, derzufolge ein jeder das Recht hat, nach Belieben über sein Hab und Gut zu verfügen.

Das aber in diesem Testament mit keinem Worte des Adelstitels gedacht war, schien eine andere Angelegenheit, die Untersuchung heischte. Es dünkte ihm fremdlich, daß ein Mann wie Robert Turold ins Jenseits gegangen sein sollte, ohne seinen Erben zu verpflichten, mit aller Kraft seinen Anspruch auf den Namen Turrald aufrecht zu erhalten. Dies war Robert Turolds Lebensziel gewesen, und er hatte vorgehabt, für die Führung des adeligen Namens sein Vermögen zu opfern. Das Fehlen dieser Vorsichtsmaßregel befremdete Herrn Brimsdown erst beträchtlich, bei näherer Überlegung aber begann ihm der Grund einzuleuchten. Robert Turold war dem Gipfel der Erfüllung so nah, daß er es nicht für nötig hielt, Maßregeln zu gebrauchen, er war ein kräftiger Mann, und kräftige Männer denken selten an den Tod. Besaß er erst den Adel, so war selbstverständlich nach ihm sein Bruder erbfolgeberechtigt und später dann seines Bruders Sohn, — vorausgesetzt natürlich, daß die Beweise für die Illegitimität seiner Tochter zu Recht beständen.

Diese Folgerung barg eine andere in sich. Hatte Robert Turold seinen liebsten Wunsch nicht sichergestellt, weil er gehofft hatte, ihn selbst zur Reife zu bringen, so folgte daraus die unumstößliche Tatsache, daß er sich nicht das Leben genommen haben konnte. Herr Brimsdown hatte es nie geglaubt, doch seltsam war es, nun infolge einer Unterlassung vor diesem klaren Beweis zu stehen. Und wieder mußte der Anwalt daran denken, daß wohl eine Ahnung seines bevorstehenden gewaltsamen Todes Robert Turold bewogen haben mußte, ihn brieflich nach Cornwall zu bitten. Der nächste Schritt seiner Untersuchungen führte Herrn Brimsdown in das Arbeitszimmer des Verstorbenen, von wo aus jener wirre Ruf an ihn ergangen war.

Er mietete im Hotel einen Wagen und fuhr am Nachmittag nach Flint House hinüber. Der Eindruck dieses Besuches war ein bleibender. Gleich einer steinernen Gruft stieg Flint House vom basaltnen Gipfel des Uferlandes auf, mit Fenstern, die kalt niedergleißten in die grünen Fluten des Ozeans. Der Leichnam, der oben lag, das ungeräumte, staubige Arbeitszimmer, die stehengebliebene Uhr, die verstreuten Papiere.

Im Zimmer, in dem Robert Turold ermordet worden war, befragte Herr Brimsdown Thalassa des Briefes wegen, und Bangigkeit befiel ihn, als jener erklärte, er habe ihn nicht zur Post befördert. Wo der nächste Briefkasten sei? Fast eine Meile entfernt, am Kreuzweg. Ob er es für möglich halte, daß sein verstorbener Herr den Brief an jenem Abend aufgegeben habe? Wenn, so habe Thalassa nicht gehört, wie er wegging. Konnte irgend jemand anderes ihn besorgt haben? Nein, es sei sonst niemand da.

Dann machte Brimsdown sich an die Prüfung der Papiere und Dokumente im Zimmer, ohne jedoch ein Ergebnis zu erzielen. Als die wachsenden Abendschatten ihn mahnten, diese Arbeit zu beenden, sagte er sich, daß er eigentlich vor seiner Rückkehr nach Penzance Austin Turold aufsuchen sollte. Ein unerklärliches Zurückschrecken aber hinderte ihn an der Erfüllung dieser Pflicht. Zudem fühlte er sich alt und müde, und in seinen Schläfen hämmerte nervöser Kopfschmerz.

20. Kapitel.

Als dann die Unterredung mit Austin Turold stattfand, erfuhr Herr Brimsdown zu seinem nicht geringen Erstaunen, daß Robert Turold gestorben war, ohne seinem Bruder die Beweise für die Behauptung einzuhändigen, die er an seinem Todestage aufgestellt hatte, und die so schwerwiegende Bedeutung hatte.

„Das ist mir unverständlich“, murmelte er und setzte die Teetasse nieder. Austin hatte ihn in dem blauen Salon empfangen, der voll der Kunstwerke des Herrn Brierly hing, und er hatte ihm Tee gereicht, so wie er einige Tage vorher Barrant Tee gereicht hatte.

„Das macht die Annahme, es wäre Selbstmord gewesen, gänzlich und endgültig hinfällig“, setzte der Anwalt nachdenklich hinzu.

„Diese Annahme verschwand gleichzeitig mit Roberts Tochter“, sagte Austin mit einem Blick auf seinen Sohn, der nicht am Gespräch teilnahm.

„Meinen Sie, daß ihr Verschwinden auf Schuld deutet?“

„Doch schwerlich auf Unschuld. Oder ja?“

„Ich möchte keine Meinung äußern“, meinte Herr Brimsdown und schüttelte nachdenklich den Kopf. „Ich habe die Erfahrung gemacht, daß Frauen die seltsamsten Dinge tun, ohne die Folgen zu bedenken.“

„Das war vor dem Krieg, als alle Frauen noch entzückend und unvernünftig waren, jetzt aber ist es anders. Sie wurden praktisch und derb, wie Männer. Sie rauchen, trinken und erzählen mit züchtigem Gesicht die unsaubersten Witze.“

„Ist Robert Turolds Tochter ein solches Mädchen?“ fragte der Anwalt verwundert.

„Bei Gott, das ist sie nicht.“

Charles Turold hatte diese Antwort gegeben. Austin sah ihn an und schüttelte schier unmerklich den Kopf. So geringfügig die Mahnung war, so entging sie doch nicht dem wachsamen Auge Brimsdown, der sich verwundert fragte, was sie wohl bedeuten mochte.

„Ich halte es nicht für zweckdienlich, meines Bruders Todesursache zu erörtern“, wandte Austin ein. „Es ist eine schmerzliche Angelegenheit. Aber das hilft nichts. Die Polizei müht sich, das Dunkel zu erhellen — überlassen wir es ihr.“

„Ich wollte Ihnen nur sagen, daß Ihr Bruder Ihnen die Belege für die Ungültigkeit seiner Ehe sicher übergeben haben würde, wenn er Selbstmord erwogen hätte", bemerkte Herr Brimsdown. „Diese Belege müssen bestimmt vorhanden sein, doch glaube ich nicht, daß sie sich in Flint House befinden. Unterrichtete Ihr Bruder Sie schon früher in dieser Angelegenheit, ich meine, ehe er vor der Familie darüber sprach?"

„Kurz vor seinem Tode deutete er mir gegenüber an, er beabsichtige — bis er die Zeit dafür als gekommen erachte —, in einer Familienangelegenheit eine wichtige Aufklärung zu geben. Er sagte aber nicht, was es sei, und ich fragte nicht danach."

Sein Sohn warf ihm einen schnellen, der Anwalt einen zweifelnden Blick zu. Ernst hielt er beiden stand.

„Vor einer Woche teilte mein Bruder mir mit, daß ich sein Vermögen erben werde", fügte er hinzu.

„Das zeigt, daß Ihr Bruder zu der Zeit um die Ungültigkeit seiner Ehe wußte", sagte Herr Brimsdown überzeugt.

„Warum das?"

„Weil Sie den Namen Turrald nie führen könnten, wenn seine Tochter legitim gewesen wäre."

„Was nicht ausschließt, daß mein Bruder nach Gutdünken über seinen Besitz verfügt haben könnte", bemerkte Austin kalt.

„O doch", entgegnete Herr Brimsdown. Er wiederholte nochmals, was ihm klar schien, daß Robert Turold sein Vermögen der Weiterführung des Adels bestimmt hatte, falls er ihm neu verliehen würde, und keinem anderen Zweck. „Schließlich aber kommt es nicht darauf an, wie lange Ihr Bruder darum wußte. Die große Frage ist: Wo sind die Belege? Eigentlich verstehe ich nicht, warum Ihr Bruder sie mir nicht sandte. Ich will nochmals und gründlicher in den Papieren in Flint House suchen. Sie müssen gefunden werden. Das Haus der Lords wird sich auf überzeugendste Beweise stützen wollen, ehe es die Suspendierung zu Ihren Gunsten aufhebt."

„Falls ich die Bewerbung um den Adel fortsetze", sagte Austin.

Der Anwalt warf einen erschreckten, fast bestürzten Blick auf ihn. Sein Interesse an dem Titel war durch die jahrelange Gemeinsamkeit mit Robert Turold ein so tiefes, mit ihm verwachsenes, daß ihm nie eingefallen wäre, der jüngere Bruder könne im Gegensatz zum älteren die Suspendierung nicht anfechten.

„Adelstitel stehen heute tief im Kurs, — wie tugendhafte Frauen", sprach Austin weiter. „Die eigentümlichsten Leute haben sie im Besitz. Demokratie wächst über Nacht, Brimsdown. Früher oder später werden wir einen König haben, der eine Jockeymütze trägt."

„Es wäre jammerschade, wenn Sie Ihres Bruders Bemühungen um den Namen Turrald nicht fortsetzen wollten. Er gab dreißig Jahre seines Lebens darum, den Stammbaum nachzuweisen."

„Mein Bruder war ein Träumer", gab Austin zurück, „ich bin praktischer veranlagt. Wenn möglich, will ich seine Wünsche ehren, wenn es auch, wie Sie sagen, gegenstandslos ist, ohne die fehlenden Belege für die erste Ehe seiner Gattin den Anspruch aufrechtzuerhalten."

„Wohl wahr", gab Herr Brimsdown zurück. „Sie müssen aber irgendwo vorhanden sein. Ihr Bruder war nicht der Mann, derartige Angaben zu machen, ohne ein sicheres Unterpfand dafür zu haben. Dazu kannte er den Wert dokumentarischer Zeugenschaft zu gut."

„Glauben Sie, daß, wenn jene Belege gefunden werden, ich ebenso große Anwartschaft auf den Titel habe wie Robert?" fragte Austin. „Sind die Umstände seines Todes nicht derartige, daß sie mich von der Erbfolge ausschließen? Ich frage Sie, weil ich das Adelsgesetz nicht kenne."

„Das Haus der Lords hat eigene Gesetze, was Stattgebung eines Anspruchs betrifft", gab der Anwalt vorsichtig zurück, „es ist selbst Verwalter seiner Vorrechte. Ich glaube aber nicht, daß Sie abgewiesen würden. Die Abstammungslinie ist klar, die Beweise dafür sind erbracht. Die Turraldsche Baronie ist Pairie durch Parlamentsbeschluß und kann auf eine einzige Tochter übergehen. Sie sind nur dann nach Ihrem Bruder erbfolgeberechtigt, wenn die Tochter illegitim ist."

„In jedem Fall würde der gegenwärtige Anspruch nicht fortbestehen, nicht wahr?"

„Nein. Er müßte annulliert werden. Ich werde dem Haussekretär schreiben und ihm Ihres Bruders Tod melden. Später dann, bis die Belege gefunden sind, kann ein anderer Anspruch in Ihrem Namen erhoben werden."

„Wenn ich mich entschließe, ihn zu erheben."

„Das werden Sie, nehme ich an", sagte der Anwalt. „Es war der Traum Ihres Bruders, den Adel in männlicher Abstammung neu zu begründen."

„Sein Traum wird unerfüllt bleiben, soweit er mich betrifft", sagte Charles Turold, der gespannt dem Gespräch gefolgt war. „Ich will mit jenem Titel nichts zu tun haben." Er stand auf und schritt ohne jedes weitere Wort aus dem Zimmer.

Herr Brimsdown war ein wenig erstaunt über den Mangel an gutem Benehmen, der in diesem schleunigen Abgang lag. Doch erhob er sich, ohne etwas zu sagen, um nun auch seinerseits Abschied zu nehmen. Austin erbot sich nicht, ihn die Treppe hinabzugleiten. Er läutete. Da erschien die hagere Magd. Ihr übergab er seinen scheidenden Gast nach einem weichen Druck seiner weißen Hand.

Das Mädchen begleitete den Anwalt durch das Treppenhaus hinab, in militärischem Schritt, der den seinen überflügelte. Am Fuß der Treppe wartete sie. Brimsdown hatte eben die letzte Stufe erreicht, als eine Tür gegenüber sich öffnete und eine Dame heraustrat. Herr Brimsdown sah beiläufig, im Vorübergehen nach ihr. Ihrer beider Blicke trafen einander. Er sah, wie Überraschung in ihr Auge trat. Ihr kummervolles Gesicht erglühte, und hastig trat sie einen Schritt vor, als wollte sie etwas sagen. Überrascht durch dies Verhalten, zögerte Herr Brimsdown, dann aber sagte er sich, er habe wohl eine zufällige Bewegung von ihr falsch gedeutet, und da sie ihm vollständig fremd war, schritt er zur Türe, die das Mädchen für ihn offen hielt. Als er hindurchblickte, blickte er zurück, und zu seinem Erstaunen merkte er, daß die Frau immer noch im Flur an derselben Stelle stand und ihm bestürzt oder verblüfft — er wußte selbst nicht wie — nachstarrte.

Er ging aus der Tür und wußte, daß ihr fragender Blick ihm folgte, solang er zu sehen war, doch machte er sich darüber keine Gedanken. Wolken am Himmel ließen Regen gewärtigen, und er schritt scharf aus, um den Wagen zu erreichen, der ihn nach dem Kirchdorf bringen sollte.

Doch wie schnell er auch ging, ein Schritt hinter ihm war noch schneller, und unwillkürlich wandte er sich, um zu sehen, wer ihm folge. Da hatte er neuerdings eine Überraschung. Die hohe Gestalt hinter ihm, die sichtlich trachtete, ihn einzuholen, war Charles Turold. Der Anwalt blieb stehen und erwartete ihn.

(Fortsetzung folgt.)

Der Bernsteinschnitzer.

Skizze von **Grete Massé.**

In einem Küstenort lebte ein alter Bernsteinschnitzer, dessen Werkstatt im Sommer von zahlreichen Kurgästen aufgesucht wurde, denn er war ein Künstler von Rang, und seine Erzeugnisse glichen den besten Schöpfungen aus dem 17. Jahrhundert, in dem jene Schnitzerei in ihrer edelsten Blüte stand und Berensteinkunstwerke von Königen nicht geringer geschätzt wurden als Gold und Kleinodien. In seinen schönsten Stücken benutzte der Bernsteinschnitzer die alte Technik, dem Material durch Ausheben des Grundes reliefartige Wirkungen abzugewinnen und diese durch Unterlegen von Silberfolie noch zu steigern. Kenner wußten solche Schöpfungen nicht genug zu rühmen, und ein Kunstkritiker brachte Abbildungen davon in einer großen Zeitschrift mit einem Begleitartikel, in dem auf den einfachen Bernsteinschnitzer am Meere als auf den letzten großen Meister der alten Tradition hingewiesen wurde.

Diese Zeitschrift geriet einer Gruppe von jungen Leuten in die Hände, die sich am Strande kennen gelernt und

Freundschaft miteinander geschlossen hatten. Es waren drei junge Männer und vier Mädchen. Sie gehörten der gleichen gesellschaftlichen Schicht an. Nur Anna Strahl kam aus einfachen Verhältnissen und genoß hier den Kuraufenthalt durch die Zuschüsse einer Krankenkasse. Die jungen Menschen, von vornehmer Denkungsart und feinem Empfinden, ließen sie den sozialen Unterschied nicht merken. Besonders der junge Arzt Max Cassius widmete ihr seinen Schutz und ein wenig ärztliche Beobachtung, da die kaum Genesene es mit ihren schwachen Kräften den Gesunden beim Schwimmen und bei den sportlichen Anstrengungen immer gleich tun wollte. Cassius, ein leidenschaftlicher Bewunderer edler Schnitzarbeit, schlug vor, dem Bernsteinschnitzer einen Besuch abzustatten. Sie fanden einen dunklen, riesenhaften Mann, verschlossenen Gemütes und so sparsam mit dem Wort, als hätte ihm der Schöpfer vom Sprachschatz nur ein karges Teil zugemessen, mit dem er auskommen müsse bis an das Ende seiner Tage. Es wollte sich kein Kontakt herstellen zwischen dem Alten, Schweigsamen, und seinen jungen Besuchern. Cassius kaufte ohne Feilschen einen köstlich geschnitzten Bernsteinkasten mit kunstvollem Obergeschoß. Der Alte achtete gar nicht auf das Geld, das der Arzt ihm auf den Arbeitstisch legte, sondern bearbeitete, ohne aufzusehen, mit seinem Schnitzmesser ein Stück Bernstein und entbot seinen Gästen nur kurzen Abschiedsgruß.

Trotzdem wiederholten Cassius und Anna diese Besuche sehr häufig, ohne daß sich, wie sie es wünschten, eine menschliche Beziehung zwischen ihnen und dem Schweigsamen herstellen wollte. Da trat ein Zufall ein, der das Wesen des Bernsteinschnitzers wandelte. Er entdeckte an Annas Kleide eine altmodische, große, schwere Bernsteinbrosche in plumper Silberfassung. Er betrachtete prüfend den Bernstein und meinte, er sei von jener Art bläulichen Bernsteins, wie er gelegentlich an den Küsten Siziliens gefunden werde. Diese Färbung sei selten, und er sammle schon lange Material solcher Tönung. Zum Beweise holte er ein Säckchen aus grober Leinwand hervor und schüttete eine Anzahl flacher oder gerundeter Bernsteinstücke auf den Tisch, die in der Tat die gleiche Färbung hatten wie der Stein in der Brosche des Mädchens. Anna sagte, sie wolle dem großen Künstler dieses Stück Bernstein schenken, damit es dazu diene, seine Sammlung zu vermehren. Der Alte nickte nur. Es schien ihm natürlich, daß man Freude daran habe, seine Kunst zu fördern.

Fortan aber tat sich die verschlossene Seele des Schweigsamen gegen die jungen Leute ein wenig auf. Er erzählte dann und wann eine Episode aus seinem Leben, und bekannte, daß ihn schon in Knabenjahren eine leidenschaftliche Liebe zu dem glühend gelben Stein gepackt habe. Er war sich nicht darüber klar, wozu er den Bernstein, den er im Leinwandsäckchen gesammelt, verwenden wolle. Er schwankte ein Mal zwischen einer Prunkschale und einem Halsschmuck, ein anderes Mal zwischen einem zweigeschossigen Bernsteinkasten und einem Becher. Schließlich entschied für ihn der Zufall. Anna, die allein in seine Werkstatt gekommen war, da Cassius noch einen Weg zum Postamt machen mußte, fand auf seinem Arbeitstisch ein ovales Spiegelglas. Dieses hielt sie betrachtend in den erhobenen Händen, als sich hinter ihr die Tür öffnete und Cassius eintrat. Der Alte, über ihre Schulter blickend, sah im Spiegel, daß sie errötete. Um ihren Mund erstand das allerliebste Lächeln, das je eine Liebende gehabt. Als Cassius näher kam, standen in dem ovalen Glase der dunkle und der helle Kopf dicht neben einander.

Der Alte sah sinnend auf das Paar. Im Geiste schlang er um dieses Stück Spiegelscherbe einen Rahmen aus bläulich gelbem Stein, aufs kunstvollste mit Blüten- und Blätterngerank verziert.

Auf der Insel begann es herbstlich zu werden. Cassius und Anna machten in der Werkstatt den letzten Besuch. Als sie schieden, sagte ihnen der Bernsteinschnitzer, er wolle den gesammelten Bernstein von seltener Farbe zu einem Spiegelrahmen verarbeiten. Doch fehlten noch einige Stücke von etwa Fingerlänge. Wenn es ihm gelungen sei, den Bernstein von der gesuchten Farbtönung zu bekommen, werde er den Rahmen vollenden und ihnen von dem Geschaffenen Nachricht geben, denn dieser Bernsteinspiegel sei mit ihrem eigenen Leben verbunden. —

Zeit tropfte in den Becher der Unendlichkeit, der nie überfließt.

Cassius und Anna, seit Jahren getrennt, lebten in der Großstadt, ohne einander je zu sehen. Anna erfuhr, daß Cassius sich mit einer berühmten Geigenkünstlerin verlobt habe. Sie verbarg ihren Schmerz. Sie hatte ja schon in den seligen Tagen auf der Insel gewußt, daß sie den Freund, den sie liebte, wieder hergeben müßte. Auch die spätere Kunde, daß Mechthild Börne, die Geigerin, ihre Verlobung mit Cassius gelöst, änderte nichts an ihrem Leben. Es war zwischen Cassius und sie schon zu viel Ferne getreten.

In ihrem öden, arbeitsreichen Leben dachte Anna oft an den Bernsteinschnitzer und den Spiegel, zu dem er einen Bernsteinrahmen schaffen wollte. Sie grübelte über den Rätselsinn der Worte, daß dieser Spiegel ihrem Leben verbundener sein werde, als sie ahne. Eine ihr unerklärliche und immer wachsende Sehnsucht ergriff sie nach dem Spiegel, zu dessen Rahmen sie mit dem Stein in ihrer Brosche selbst ein Stück Material geliefert hatte. Es war ihr, als käme vom Meere her eine Stimme und riefe sie. Ihr war nicht zu widerstehen. Sie nahm in ihrem Bureau einen größeren Vorschuß und trat die Fahrt zum Bernsteinschnitzer an.

Sie traf ihn so unverändert in seiner Werkstatt, als wäre der Tag, da er mit ungefügen Fingern von ihrem Kleide die Bernsteinbrosche löste, erst gestern gewesen. Sie selbst — ach, sie wußte es wohl — war veränderter als er. Das erlittene Leid hatte ihr Gesicht schmaler und älter und ihre Augen ernst gemacht wie die Glücklosen.

Er war nicht im geringsten erstaunt über ihren Besuch. Er sah ihr entgegen, als habe er sie erwartet. „Der Spiegel“, sagte er, „ist vollendet und soll Ihr Eigentum sein.“ Sie gab ihrer Verwunderung darüber Ausdruck, daß er ihr nicht wie versprochen eine Kunde davon habe zugehen lassen. Der Alte sagte, bisher sei noch nicht die richtige Stunde gekommen, ihr den Spiegel zu geben. Auch habe er die Gewißheit gehabt, daß sie ihn wieder aufsuchen würde. Jeder, der hier in der Werkstatt sein Freund geworden und von ihm gelernt, Andacht zu haben vor dem wunderbaren, gelben Stein, den das Meer auswerfe, kehre zurück.

„Jeder?“ fragte Anna und wußte nicht, wieviel Trauer aus ihrer Stimme klang.

Der Alte erhob sich und entnahm einem Fach einen verhüllten Gegenstand. Der zurückgeschobenen Hülle entstieg der Spiegel mit seinem herrlichen, reich geschnitzten Bernsteinrahmen. Als Anna ihn empor hob, um ihn zu betrachten, öffnete sich rückwärts die Tür, und der Arzt Cassius trat herein. Er blieb auf der Schwelle stehen und betrachtete das Mädchen, das den wunderbaren Spiegel in erhobenen Händen hielt. Als Anna den Geliebten im Spiegelglas erblickte, strahlten ihre Augen, das ganze Gesicht war auf einmal wie in Jugend getaucht, und um ihren Mund erstand das lieblichste Lächeln, das je eine Liebende gehabt.

„Anna“, sagte Cassius. „Finde ich dich wirklich wieder, Anna?“

Er trat hinter sie, so daß wie einst im Oval des Spiegels sein dunkler Kopf dicht neben ihrem hellen stand.

Leise ging der Bernsteinschnitzer aus der Werkstatt, trat vor sein Haus und schaute lange auf das Meer.

Rettet den Eskimo!

Weiberhandel im hohen Norden. — „Geschiedene Frauen“, die im Werte steigen. — Der Fluch der Zivilisation.

Von **Harry Wilkins-Milwaukee.**

Über drei Millionen Quadratkilometer groß sind die kanadischen Nordwestbezirke, und knapp zehntausend Menschen, davon rund siebentausend Eskimos, bewohnen das endlose Gebiet. Hundert Polizisten sollen in diesem Lande, siebenmal so groß wie Deutschland, dem Gesetz Geltung verschaffen. Kein Wunder, daß manche strafbare Tat ungesühnt bleibt und mancher Mißstand nicht behoben werden kann.

Hierzu gehört auch der Weiberhandel der Eskimos. Die braunen, schlitzäugigen Mädchen sind billig bei diesem Volke, das einen bedeutenden Überschuß an Frauen kennt. Von zehn bis hundert Dollar, umgerechnet in Felle, Waffen und andere Gebrauchsgegenstände, schwankt ihr Wert. Auf die schlanke Linie wird nicht viel gesehen. Im Gegenteil, eine Frau, die in schlechten Zeiten etwas zusetzen kann und den Ehemann dann möglichst wenig Essen kostet, ist weit geschätzter. Doch noch wertvoller sind die Mädchen, die schon

einmal mit einem Weißen verheiratet waren. Einen praktischen Nutzen von dieser „Kulturbeleckung" hat der Eskimo, der ein derartig „höher stehendes" Wesen zur Frau nimmt, nicht. Aber das kurze Zusammenleben mit dem beneideten Weißen verleiht dem Mädchen einen Nimbus und hebt sein Ansehen derartig, daß es nach Ansicht des Mannes mit Gegenständen im Wert von 500 Dollar nicht zu teuer bezahlt ist.

Die Eskimos, die den Handel mit dieser Menschenware betreiben, zahlen den Eltern für die Mädchen so gut wie gar nichts, weil die braven Erzeuger meistens froh sind, wenn sie einen Esser los werden. Jedem Weißen nun, der unter den Eskimos auftaucht — meistens ist er Händler und Trapper zugleich —, bietet der Mädchenverkäufer eine der gerade zur Verfügung stehenden jungen Damen an. Er will dafür gar nichts haben, tut es aus reiner Freundschaft für den Weißen. Der dankt, weil er aus seiner Heimat an schönere Mädchengesichter gewöhnt ist. Enttäuscht ziehen Eskimo und Heiratskandidatin davon. Nach einiger Zeit aber wird der Weiße der Einsamkeit überdrüssig, und er gelangt zu der Ansicht, daß die Hausarbeit eines Mannes unwürdig ist. So erhält der freundliche Brauthändler wahrscheinlich schon beim nächsten Sondierungsversuch die erwartete Antwort: „Bring sie doch einmal her." Das Geschäft ist bald abgeschlossen. Sechs oder gar zwölf Monate hält es der Weiße mit seiner Frau aus. Der Händler hat eine feine Nase und findet mit Sicherheit den günstigsten Augenblick, da er höflich fragen darf: „Soll ich sie nicht wieder wegbringen?" Die Eskimoschöne weiß, daß sie dann nichts mehr im Blockhaus zu suchen hat, packt ihre wenigen Sachen und trottet mit ihrem Manager davon, einer neuen, diesmal wirklichen und dauerhaften Ehe mit einem Landsmann entgegen, der ihre Reize und die oberflächliche Bekanntschaft mit der Zivilisation zu schätzen weiß.

Der Eskimo, der ein derartiges, in seinen Augen höchst ehrbares Mädchen heiratet, ist sich dessen gar nicht bewußt, daß er eine große Dummheit begeht und sein Volk aufs schwerste schädigt. Die geschiedenen Frauen der weißen Pelzhändler und Trapper sind nämlich für ihre neuen Männer nicht nur fast wertlos, weil sie in ihrer ersten Ehe nichts von dem gelernt haben, was eine richtige Eskimofamilienmutter können muß — Kinderwarten, Felle schaben und nähen, Fleischvorrat bereiten —, sondern sie werden ihnen durch ihre Vorliebe für alle Bequemlichkeit und allen Firlefanz, die sie beim Weißen genossen und gesehen haben, zum Verderben.

Wohl alle Polarforscher haben am eigenen Leibe die Erfahrung machen müssen, daß die besten wollenen Bekleidungsstücke längst nicht die guten Dienste verrichten wie das von einer Eskimofrau angefertigte Pelzkleid. Auch füllten sich die Eskimos früher nicht ohne Grund den Magen dreimal täglich mit rohem Fleisch und lebten in Schneehütten. Bei dieser, den polaren Verhältnissen angepaßten Lebensweise waren Krankheiten wie Skorbut, Schwindsucht, Scharlach, Influenza, Masern und Mumps bei ihnen unbekannt.

Die „geschiedenen Frauen" der Weißen wollen von der alten Lebensweise nichts mehr wissen. Sie haben die bequeme Wollkleidung kennen gelernt, das schmackhafte Konservenfleisch genossen, sogar Seidenstrümpfe getragen. Eine merkwürdige Übereinstimmung besteht in der Art der Abschiedsgeschenke, die jeder Händler seiner ziehenden „Verflossenen" in ihre neue Ehe mitgibt: Ein paar Kunstseidenstrümpfe, eine Garnitur Unterzeug aus dem gleichen Material, ein Spitzentaschentuch und einen Büchsenöffner, den die Schöne an einer Schnur um den Hals trägt. Aber nicht die dankbare Erinnerung an geleistete Dienste veranlaßt den Händler zu solcher Großmut, sondern die Gewißheit, daß die Geschenke reiche Zinsen tragen werden. Denn die gesamte Weiblichkeit einer Eskimosiedlung, die solche Wunderdinge im Besitze einer Landsmännin sieht, wünscht ebenso glücklich zu sein, und der Handel des Weißen blüht. Wenn die Leute dann in Folge der für ihr Land ungeeigneten Lebensweise krank werden, so kann er ihnen noch dazu seine Arzneien verkaufen.

Ein anderer wesentlicher Grund für den Niedergang der Eskimos ist die Feuerwaffe. Vor Erscheinen des weißen Mannes beschränkte sich der Eingeborene darauf, mit seinen primitiven Waffen soviel Karibus zu erlegen, wie er unbedingt zum Leben und zum Kleiden benötigte. Die erleichterte Jagd mit dem Gewehr reizte ihn, das Wild massenweise zu töten und die Hunde damit zu füttern. Eine rasche und allgemeine Abwanderung des lebensnotwendigen Wildes nach Norden war die natürliche Folge dieses Schlachtens. Heute fristet der Eskimo sein Leben zum großen Teil durch die Jagd auf den Polarfuchs, dessen Fell er gegen Wollkleider, Konserven und unnötigen Firlefanz eintauscht. Doch die Jagd ist so schlecht, daß er oft hungern muß. Die Bekanntschaft mit den Annehmlichkeiten der Zivilisation hat den Eskimo derartig demoralisiert, daß er nicht den Mut findet, den verschwundenen Karibuherden zu folgen und das Leben der Väter wieder aufzunehmen. Der Weiße soll ihm helfen, ihn füttern. Einen entsetzlichen Beweis dieser Hilflosigkeit eines einst gesunden Volkes erlebte ein kanadischer Händler in Nord-Manitoba. Von einer längeren Fahrt zurückkehrend, fand er die Leichen von 29 Eskimos um seine Hütte kauern. Er erfuhr, daß die Unglücklichen nicht den Entschluß hatten fassen können, den weichenden Resten einer Karibuherde zu folgen, sondern krank und halbverhungert gehofft hatten, bei ihm Hilfe zu finden. Zum Teil auf Händen und Knien kriechend, hatten sie sich meilenweit zur Hütte geschleppt, nicht die Kraft gehabt, die Tür einzuschlagen, und waren verhungert und erfroren.

Noch ist es nicht zu spät, die letzten Eskimos vor dem Untergang zu bewahren. Die Dänen haben in Grönland schon vor Jahrzehnten Maßnahmen zu ihrer Erhaltung getroffen. Der weiße Händler wurde ausgewiesen und ein Handelsmonopol errichtet. Verschiedene Siedlungen sind den Europäern gänzlich verschlossen. Auf diese Weise wurde die Eskimobevölkerung Grönlands innerhalb der letzten dreißig Jahre von rund 10 000 auf 15 000 gebracht.

Auch die kanadische Regierung hat nun Schritte zur Erhaltung der letzten Eskimos auf ihrem Gebiete unternommen. Erst kürzlich wurden große Renntierherden aus Alaska eingeführt und den Eingeborenen zur Zucht und zum Ersatz für das fehlende Karibufleisch geliefert. Die berittene Nordwestpolizei hat den Auftrag erhalten, große Mengen von der Regierung zur Verfügung gestellten Büffelpemmikans als Notvorrat in ihren Stationen aufzustapeln. Harpunen, Netze und Angeln sind den Eskimos geliefert worden, um sie auf neue Ernährungsquellen hinzuweisen. Wenn die Regierung ferner dem dänischen Beispiel folgt, so ist Aussicht vorhanden, daß die kanadischen Eskimos vor dem Untergang gerettet werden.



Bunte Chronik



*** Steinzeitmenschen der Neuzeit.** In dem südafrikanischen, im Aussterben begriffenen Negerstamm der Korannas, hat man jetzt eine Menschenrasse entdeckt, die als direkte Nachkömmlinge der Steinzeitmenschen zu betrachten sind. Nach den Messungen des amerikanischen Anthropologen Dr. Broom zeigen die Schädel der Korannas genau die gleichen Maße wie der erst vor kurzem in Südafrika gefundene sogenannte „Buschfeldschädel", der von einer prähistorischen Menschenrasse stammte und durch seinen sehr primitiven Bau auffiel. Der Buschfeldschädel ist auch durchaus verschieden von den Schädeln der zur gleichen Zeit in Europa lebenden Menschenrassen. Da sich die Schädelmaße der Korannas im Laufe der langen Jahrtausende nicht geändert haben, stellen sie also direkte und wohl ziemlich unveränderte Nachkommen der afrikanischen Steinzeitmenschen dar.



Lustige Rundschau



*** Reinfall.** „Schau, heute habe ich endlich das Gegenstück zu unserer chinesischen Vase finden können; Kostenpunkt dreihundert Mark!" — „Schöne Pleite — das ist doch unsere Vase, die ich heute für hundert Mark verkaufte, weil wir die zweite nie bekommen konnten!"

Verantwortlicher Redakteur: **Marian Hepke**; gedruckt und herausgegeben von **A. Dittmann T. z o. p.**, beide in Bromberg.